

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Das Paradies der Erde.

Roman von Uda von Gersdorff.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Ich mußte mir Gewalt antun, um nicht laut aufzuschreien, denn zwei heiße weiche Händchen umklammerten mich und der Himmel öffnete sich und in rosigem Licht stiegen alle Freudenengel auf rosenumtränzten Leitern hernieder und wie Sphärenmusik der Seligen tönte es in mein wonnedurchbebttes Herz: „O Gott, ich habe mich ja so geängstigt, ich warte ja schon so lange. Du kamst und kamst gar nicht wieder — und ich mußte dich doch sehen! Gott sei Dank, daß du da bist!“

Ich hatte sie! Ich hielt sie in meinen Armen, an meinem jubelnden Herzen! Ich hatte sie an meinen Lippen und trank des Himmels höchste Seligkeit schon auf Erden mit wilden unerjättlichen Jügen. Ich hatte sie! Tatiana, Tatiana!

Und dann rasch, rasch und leise in meine Tür. Allein mit ihr! Allein auf Erden mit ihr!

Sie saß auf dem Platz, wo Poncalet vorher gefessen! Das süße blühende Leben strahlte mich dort an, von wo mich soeben nach der bleichen bitteren Tod gegrüßt hatte. Alles um Liebe!

Sprechen konnte ich überhaupt nicht... kein Freudenruf, kein Dankeswort. Der Verdurstende, der ganz unversehrt in glühendem Wüstensande eine sprudelnde Quelle erblickt, der jubelt auch nicht und dankt nicht, sondern er stürzt bloß hin und trinkt sich satt.

Und das tat ich! Ich lag zu ihren Füßen, und ihre Arme umschlangen meinen Hals und ihre roten himmlischen Lippen hingen an den meinigen... Tatiana — Tatiana! —

Dann saß ich neben ihr, meine Stirn an ihrer Schulter, die so warm durch das Kleid mich berührte, und wenn sie sich in tiefem Atemzuge hob und senkte, dann hob und senkte sich meine Stirn mit — ganz regelmäßig. Allmählich vertobte der Kampf, das Blut schoß nicht mehr wie ein Wildbach durch meine Adern, sondern floß wieder ebenmäßig, wenn auch noch heiß genug, die jagenden Pulse beruhigten sich, die Gedanken, die wie in einem Siedekessel umhergewirbelt waren, ordneten sich wieder.

„Tatiana, wie war es möglich, daß du kamst? fragte ich.

Auch sie war ganz still gewesen und hatte sich nicht gerührt, als ich an ihrer Schulter lag, nur leise, leise hatte sie ab und zu mein Haar geküßt.

„Frage lieber, wie war es möglich, daß ich nicht kommen wäre? Sage, wie konntest du nur fortgehen, statt zu warten, bis ich kam, die ganze Nacht zu warten. Du mühest dich doch wissen, daß ich kommen würde, kommen mußte. Oh, du weißt gar nicht, was Lieben ist,“ flüsterte sie mit zärtlichem Vorwurf.

Die Lampe hatte ich auf den Schreibtisch gestellt. Wir saßen in ihrem grünlichen Dämmerlicht. Die Uhr tickte und tickte und der Regen tropfte und tropfte wie vor einer Stunde, als Poncalet mir gesagt hatte, daß er für das Weib, das er liebte, sterben wolle, und des Todes dunkle Schattenflügel schirmten und dämpften ernst mahnend die brennende Sehnsuchtsglut unserer jungen Herzen.

Sie sagte mir, daß sie ihren Vater nicht habe hindern können, statt ihrer um die bestimmte Stunde zu mir zu gehen. Es sei ja auch gleichgültig gewesen, ob der Vater zu mir oder ob ich zu ihrem Vater gekommen wäre, um über die Gestaltung unserer Zukunft zu sprechen. Als sie, hinter der Gardine stehend, den Vater heimkehren sah, hatte sie gleich herüberkommen wollen. Schon befand sie sich am Hinterpförtchen, um die Straße hinauf und hinab zu spähen, ob nicht etwa jemand käme, der sie beobachten könne. Da sah sie den großen Offizier auf meine Tür zukommen. In Sehnsucht und Angst wartete sie nun, bis sie zu Hause den Vater rufen hörte, der sie in ihrer Kammer glaubte. Sie eilte ins Haus, um seinen Argwohn nicht zu erwecken, denn sonst würde er sie noch heute von Zwielitsch fortschicken, in irgendeine Pension, um sie meiner Nähe zu entrücken.

„Er vertraut dir und glaubt alles Gute und Edle von dir,“ sagte sie eifrig, „aber er ist zu klug, er hat es an sich selbst erfahren, was die Liebe vermag und wie hilflos alle guten Vorsätze werden und wie sie gleich Seifenblasen unter dem heißen Hauch der Liebe zerplatzen. Als ich mich endlich wieder hinaus gewagt hatte, denn sprechen mußte ich dich, nun erst recht, sah ich dich nach dem Kloster hinuntergehen. Aber deine Lampe brannte weiter. Also wolltest du bald zu rückkehren, dachte ich, und stellte mich in die dunkle Ecke unter der Treppe in deinem Flur, um zu warten, bis du endlich kamst.“

Während sie sprach, hatte ich mich aufgerichtet und hörte ihr in immer ernster werdendem Sinnen zu. Drückend legte sich mir der Gedanke aufs Herz, daß ich dem alten Manne mein Wort gegeben hatte, seine Tochter so lange zu meiden, bis ich vor aller Welt als ihr Verlobter auftreten konnte. Aber ich hatte ja doch keinen Versuch gemacht, sie zu sprechen. Ich war ausgegangen und als sie mir bei meiner Rückkunft so überraschend im dunklen Flur entgegen trat, hätte wohl niemand von mir verlangt, daß ich sie kalt zurückweisen sollte, selbst der Alte nicht, dem ja die überwältigende Macht der Liebe, nach seinem eigenen Geständnis, nichts Unbekanntes war. Er konnte also nicht behaupten, daß ich ihm mein Wort gebrochen habe.

Aber vergessen habe ich das gegebene Wort freilich; denn jetzt saß sie bei mir und ich hielt sie in den Armen und war ganz außerstande, sie fortzuschicken und zu sagen: Bitte, geh und verlaß mich, ich habe versprochen...

Doch diese Gräueltaten verflüchtigten sich in alle Winde, als sie ihre Händchen um mein absentes Gesicht leate und

in neckischer Zärtlichkeit meine Lippen mit ihren zierlichen Fingern berührte.

„Warum bist du denn auf einmal so still, Harry?“ Wie reizend mein Name klang mit diesem fremdartigen Akzent. „Vorüber denkst du so ernsthaft nach?“ fragte sie, ihre seidige Haarfülle gegen mein Gesicht drückend.

„O Geliebte, nur immer über das Eine, Höchste denke ich nach — über unsere Liebe, unsere Zukunft, über die großen Schwierigkeiten, die fast unübersteiglich schienen, wenn ich dich nicht so namenlos liebe...“

„Weißt du, welche von allen Schwierigkeiten die unübersteiglichste ist?“ sagte sie, während die weiche, zärtliche Stimme dunkler wurde — „daß du daneben noch eine andre große Liebe hast, die älter ist. Jetzt fühlst du diese nicht so! Das ist, wie wenn man zwei Wunden hat, von denen die größere die kleinere vergessen macht, bis sie zu brennen aufhört; dann fängt die andre an, die zuerst nicht beachtet wurde.“

„Tatiana!“ rief ich erschrocken, „was redest du da! Ich — ich sollte neben dir eine andre Liebe haben! Eine ältere noch? Ich habe nie, nie eine gehabt. Denn wenn ich liebe, Tatiana, dann liebe ich so, wie ich dich liebe, vom ersten Sehen an mit allem, was ich bin und habe, was in mir war und ist und sein wird an Kraft und Blut und Treue. Diese oder keine, keine je im Leben! Diese für immer! Diese ganz, ganz allein! Denn so kann ein Mann nur einmal im Leben lieben. Solche Liebe verzehrt alles andre in ihm.“

„Oh — oh, nicht so! Bitte! Bitte! Das ist gefährlich, das ist Sünde, das ist ein Unglück für dich und für mich,“ flüsterete sie angstvoll, die Hand abwehrend auf meinen Lippen, und die großen schwarzen Augensterne hatten etwas Dämonisches, Barmherziges bekommen und das ganze Gesicht erschien plötzlich herber und reifer.

Einen Moment lang sahen wir uns beide an, als wolle das eine in das tiefste Innere des andern dringen, um das Stüchchen Heimlichkeit zu erkennen, das im Grunde des Herzens sich vor dem scharfen Auge der Liebe bang zu verbergen suchte.

„Sag, welche Liebe meinstest du neben der zu dir, Tatiana?“ fragte ich, meine Stimme dämpfend, in ruhigem, fast scherzendem Ton.

„Die Liebe zu deinem Beruf, Harry.“

Als ich schwieg, fuhr sie mit immer leiser werdender Stimme fort: „Die ist älter, die ist so alt wie du selbst; dieser Liebe kannst du dich gar nicht so ohne weiteres entäußern, wie du glaubst.“

„Nun, vielleicht — wer weiß,“ stammelte ich ein wenig unsicher — „Berufssoldat kann ich nicht bleiben,“ sagte ich fest hinzu, „das siehst du ein, so wenig wie meine Seele auch nur im Traum daran denkt, dich aufzugeben. Soll ich für solch Glück, für solch lebenslange Seligkeit gar kein Opfer bringen wollen, gar keinen Kampf kämpfen, um dich mir als Siegespreis zu erobern, wie ihn kein Mann sich herrlicher wünschen kann?“

Da legte sie ihre Hand auf mein Haar wie einst Wanda Wietersberg und sagte mit einem Ton, der fast etwas Mütterliches hatte und etwas Bestimmtes dabei: „Du träumst ... du bist nicht ganz wach, Harry ... Sieh, das Leben ist lang und ändert sich in jeder Stunde, nichts bleibt, wie es heut ist, und die Liebe wird auch anders.“

„O du feine, achzehnjährige Weisheit,“ sagte ich bewegt und umschloß mein Glück mit beiden Armen, „welch ein beneidenswerter Mann bin ich! Aber das wußt' ich ja, als ich dich sah, deine ernste nachdenkliche Seele las ich ja gleich in deinen Augen. Nun aber laß das Denken und Ueberlegen mir. Du hast mich gewarnt und mir das lange, ernste Leben mit dir fast drohend vorgehalten, nun laß das alles und liebe mich nur, liebe mich nur das ganze, lange ernste Leben lang... das andre ist meine Sache. Morgen reise ich auf ein paar Tage fort, zu meiner lieben, guten zweiten Mutter, die trenn und liebevoll für mich gesorgt hat, als ich auf der Welt zurückgeblieben war. Das ist die einzige nahe Verwandte meines Vaters. Die wird uns helfen, denn sie hat mich lieb wie eine wirkliche Mutter. Um etwa nur aus Grundfaß nein zu sagen und keinen andern Wunsch und Willen neben dem ihren gelten zu lassen, ist sie viel zu klug und einsichtsvoll. Und um eines Menschen Glück blind zerstören zu wollen, weil sie es vielleicht nicht begreift, ist sie zu gut, zu edel. Ihre Bedingungen wird sie wohl stellen, aber in die muß man sich dann eben fügen, und mit ihrer Meinung wird sie nicht zurückhalten, die muß

man widerlegen. Vor allen Dingen muß sie dich von Geist und Gemüt näher kennen lernen, muß dich sprechen hören, wie du eben mit mir gesprochen hast, mein Leben, mein Weib! Das wollen wir dann schon machen.“

„Ja — ist sie denn in der Lage, zu helfen? Ich meine, kann sie so viel Geld hergeben, wie du brauchst, das heißt wie wir beide brauchen werden?“ fragte sie schüchtern, mit den kleinen Händchen nachdenklich an den Knöpfen meiner Uniform spielend.

„Und oh!“ rief ich fröhlich, die liebe Hand gefangen nehmend und die zierlichen Finger mit Küssen bedeckend.

„Tante Valli ist schwer reich. Ich glaube nicht, daß sie Millionen hat, aber Hunderttausende hat sie sicher auf der Bank. Und ich bin ja schließlich doch ihr Erbe, und für ihre eigenen Bedürfnisse braucht sie schließlich doch nicht viel. Da gibt sie mir eben einen Teil meines künftigen Besizes voraus, jetzt, wo ich ihn so nötig brauche wie vielleicht nie mehr sonst im Leben. Sie will nur mein Glück und hat mir noch nie einen Wunsch abgeschlagen...“

„Vielleicht hast du noch nie einen so — so großen Wunsch gehabt, Harry,“ sagte sie ernsthaft.

Eben hörte ich Bobbys Jagdsprünge vom hinteren Flur her und Meiers schwere Schritte. Der war nun wohl mit Füttern und allem Wichtigem im Stall fertig und wollte sich nach mir umsehen. Ich hatte ihn für gewöhnlich von dem Antlopien an der Tür dispensiert. Desfnete diese sich nicht, wenn er auf die Kante drückte, so machte er leidet, um später wiederzukommen. So geschah es auch jetzt.

„Mein Gott, ich vergesse alles... es will jemand zu dir!“ rief Tatiana erschrocken, sich aus meinen Armen windend.

„Ja,“ sagte ich, „du mußt nun wohl gehen. Hoffentlich hat dich dein Vater nicht vermißt.“

„Er fragt nie nach mir, wenn ich einmal in meine Kammer gegangen bin. Und wenn doch, ja, dann muß man eben die passende Antwort zu geben wissen, wenn Eltern nach Dingen fragen, die sie eigentlich nichts angehen, denn man ist doch kein Kind mehr, sondern ein nur sich selbst Rechenschaft schuldender Mensch.“

Ich brauchte ihr weder Tuch noch Mantel umzugeben. Sie war, wie sie ging und stand, in ihrem schwarzen hübschen Tuchkleide gekommen. — Hinter dem „Paradies der Erde“ schloß sich die Pforte.

(Fortsetzung folgt.)

Strichnachmittag.

Ein Berliner Bild. Von Felicitas Leo.

Eine Parkvilla unter den Kiefern des Grunewaldes. Wie aus schwarzem Barier geschnitten stehen die schlanken Stämme vor dem gebroten winterlichen Abendhimmel. Aus der dunklen Majole des Hauses strahlen hell die gaslichen Fenster. Von der offenen Säulenvorhalle leuchtet eine Bogenlampe den laugen Gartenweg hinunter, die Laternen an der Straße stehen erwartungsvoll offen, und schon strömen die Gäste hinein — Damen — nur Damen! Ein Damenteel? Ein five o'clock mit Toiletenschau, Flirt und Tango? Ueberlässige Frage! Der-gleichen gibt's nicht mehr! Schon der Name ist verpönt! Diese Damen, die da so eilig und zielbewußt ins Haus streben, einen mehr oder weniger eleganten Beutel am Arm, wollen keine Toiletten bewundern oder bewundern lassen, sie wollen weder flirten noch tanzen — sie wollen ganz einfach tätig sein und Gutes tun — es ist ein Strichnachmittag, zu dem sie pilgern.

Strichnachmittag! Das Wort, das noch vor ein paar Monaten altmodisch-keinklädlich angemutet hätte, hat jetzt einen zeitgemäßen und bedeutungsvollen Klang bekommen. Es ist so etwas wie ein Schachzug im Kleinen — die hier zur wollenen Fahne schwören, streiten mit in den Reihen der Kämpferinnen, die gegen die wirtschaftlichen Folgen des Krieges zu Felde ziehen. Es ist soziale Arbeit ganz origineller Art, die hier geleistet wird.

Der Renting, der unvorbereitet hereintritt, merkt zunächst davon nichts. Das äußere Bild scheint das gewohnte, wie bei allen gesellschaftlichen Veranstaltungen in einem eleganten Privathaus. Da ist der Diener an der Tür, die schwarzgekleideten Mädchen mit den weißen Hauben und zierlichen Schürzen, die die Garderobe abnehmen. In der Halle steht die Hausfrau und drückt jedem ihrer Gäste lebenswürdig die Hand. Aber man merkt: die Mehrzahl ist ihr fremd — und die Dame neben der Tür, hinter dem kleinen Tischchen, die augenscheinlich das Amt einer Kassiererin verwaltet, bringt vollends eine fremdartige Note in das gesellschaftliche Bild. Bezaht man hier seinen Eintritt? Ja, wirklich! Wer diesen allwöchentlich, jedesmal in einem andern Hause stattfindenden Strichnachmittagen betwöhnt

will, zählt ehren bestimmten monatlichen Mindestbeitrag oder auch mehr — es gibt keine obere Grenze. Von den gesammelten Beträgen werden die Künstler und Künstlerinnen honoriert, die sich an diesen Stunden vor den strickenden Damen hören lassen — Künstler und Künstlerinnen — Musiker und Schauspieler und andere, denen der Krieg die Erwerbsmöglichkeit abgebrochen oder beschränkt und sie in eine bedrängte Lage gebracht hat. Diesen gebildeten und schwerbetroffenen Menschen, unter denen sich solche mit Namen von bestem Klang befinden, soll kein kränkelndes Almosen, sondern Beschäftigung und Verdienstmöglichkeit geboten werden — das ist Sinn und Zweck dieser Stricknachmittage, die sich in diesem Kriegswinter in Berlin und vielen andern Städten eingebürgert haben, und die nebenbei noch eine Unmenge Warmgestricktes für „die da draußen“ entstehen lassen. Eine echt weibliche Erfindung, in der Warmherzigkeit, praktischer Sinn und soziales Verständnis aufs glücklichste zusammengewirkt haben. Man schlägt die verschiedensten Fliegen mit einer Klappe, indem man für die Erwärmung der tapferen Truppen sorgt, die Kunst fördert, sie genießt und zugleich das unausrottbare gefellige Bedürfnis der Frau befriedigt, das der Krieg wohl beeinträchtigen, aber nicht vertilgen konnte. Sehr schnell hat sich denn auch die Idee aus kleinen Anfängen heraus zu ungeahnter Bedeutung entwickelt. Zentralkomitees bildeten sich, die die Meldungen der Künstler sichten, bei Bildung neuer Strickkreise Rat erteilen und für eine gerechte Verteilung der Vortragsenden, die zugleich den individuellen Bedürfnissen der einzelner Kreise entsprach, Sorge trugen. Es fehlt weder an Frauen, die gern bereit sind, dem guten Zweck Zeit und etwas Geld zu opfern, noch an solchen Glücklichgestellten, die ihre schönen Räume den strickenden Scharen öffnen. Auch die großen Frauenklubs tun jetzt das Gleiche.

Indeß dem Neuling dies erklärt wurde, sind wir in den Musiksaal eingetreten, einem wundervollen harmonischen Raum von gedämpftem Farbentz, die strenglinige und kleine Schöpfung eines feinsinnigen Architekten, und sehen uns nach einem freien Plätzchen um, das kaum noch zu finden. Dieser und die anstößenden Räume sind schon dicht gefüllt — zwanglos, um runde gemaltische Tische vereinigt, sitzt „Ganz-Berlin“ und frisst! Jung und alt, dick und dünn, schön und minder schön läßt die Nadeln klappern — würdevolle Erzählungen neben kleinen niedlichen Unbekannten und den Frauen von Finanzgrößen — bekannte Künstlerinnen werden und zugelächelt! Frau F., Frau S. — eine ganz große Schriftstellerin, eine Hofschauvielerin und eine der entzückendsten Tänzerinnen striden am gleichen Tisch, als haben sie nie etwas anderes gekannt. Malerinnen sind da, die jede andere Farbe als das Feldgrau eines Soldatenchals verschworen zu haben scheinen. Eine vielgenannte Sängerin hat die künstlerische Leitung übernommen, tritt jetzt, beifällig begrüßt, an den Flügel und bittet um Gehör für eine junge Kollegin. Ein sympathisches blondes Mädchen in einem schmucklosen Kleidchen verneigt sich ein wenig vorlegen und beginnt:

„Du bist Orplid, mein Land, das ferne leuchtet...“

Bei den oft gehörten, wunderbaren Tönen werden die klappernden Nadeln stiller — Krieg und Kriegsgeschrei versinken — die Sehnsucht nach Elysium, nach dem Land des Friedens und der Schönheit, die aus diesem Lied aller Lieder strömt, findet ein Echo in bewegten und aufgewühlten Herzen. Als der letzte Ton verklingt, ist es ganz still, bis dann der Beifall um so stärker einsetzt. Dankbar lächelnd empfindet die junge Künstlerin den Strom von Verständnis und Sympathie, der ihr entgegenflutet. Jemand kennt sie und erzählt flüsternd, daß sie für diesen Winter für eine Reihe von Konzerten engagiert war... die besten Hoffnungen hatte... auch die sind nun vom Krieg zerföhrt... wie so vieles andere...

Die Sängerin wird von einer Geigenvielerin abgelöst. Dann folgt eine kleine Pause. Der Neuling wartet unwillkürlich auf das Hereintrollen des Leiwagens mit all seinem süßen und pikanten Jubelohr — aber nichts dergleichen geschieht, niemand krebenzt den gewohnten, duftenden Trank. An Stricknachmittage gibt es nur künstlerische, keine materiellen Genüsse. Das ist bei der Begründung dieser Veranstaltungen ausdrücklich zur Bedingung gemacht: die Wirtinnen sollen nur die Räume hergeben und weiter keine Kosten oder Unbequemlichkeiten haben. Diese sehr verständige Vorschrift wird streng innegehalten, und ebenso streng hält man sich an die zweite Vorschrift, die jeden Toilettenkurs verbietet. Keine Modeschau von raschelnden, extravaganten Seidenleidern mit oder ohne Schlitze — keine Reiterhüte! Einfach dunkel gekleidet, oder in Straßenrock und Mütze, deuten diese Damen schon äußerlich an, daß es sich hier nicht um ein Modewergnügen handelt. Die Hüte sind klein und unauffällig, wie man sie zu morgendlichen Besorgungsängen trägt — das, was man in vielgeliebten Divorceen „einen Panthut“ nennt, und merkwürdig: das Bild ist trotzdem nicht unerfreulich: so paradox es klingt: wie viel besser sich unsere Damen heute anzusehen verziehen als früher, das sieht man hier, wo sie sich einmal gar nicht „angezogen“ haben, vielleicht am besten.

Während wir Toilettenstudien trieben, hat ein junger Mann, von der lebenswürdigen Leiterin als „feldgrauer Schauspieler“ eingeföhrt, den Vortragsplatz eingenommen. Und wirklich schmückt den leichtverwundeten Juridgesehrten das feldgrüne Gewand, dem alle Herzen zuströmen. Auch wenn er weniger auf läse als er lieh, würde ihm dies Kleid und die Wahl seines Programms den Bei-

fall sichern. Dem natürlich lieh er Kriegshyrie — etliche der vielen, aus der Begeisterung der Stunde geborenen, mehr oder weniger schwungvollen und zündenden oder rührenden, in jedem Fall aber ehrlich empfundenen Poesien — wie sie jetzt in nie dagewesener Fälle geschrieen, veröffentlicht, komponiert, gesungen und deklamiert werden.

So liehen zwei Stunden im Fluge dahin. Als sieben Schläge der schönen alten Standuhr zum Ausbruch mahnen, packt man mit Bedauern seinen Strumpf zusammen, der ein erfreuliches Stück gewachsen ist. Man nicht seinen Bekannten zu, drückt der Wirtin die Hand, sagt den Künstlern ein paar freundliche Worte, freut sich im Durchschreiten der Halle über die niedlichen Kinder des Hauses, die, artig auf den Treppenstufen sitzend, gleichfalls gestrickt und zugehört haben, und versucht an die Garderobe zu gelangen, wo ein Gedränge herrscht wie nach einem wirklichem Konzert. Endlich löst sich das Chaos, in glücklichem Besitz von Mantel, Muff und Hut treten wir aus dem gastlichen Saale und erleben eine wundervolle Ueberraschung: es hat geschneit... Endlich! Der Park hat sich in einen silberglänzenden Märchenwald verwandelt, in dem jedes Astchen abersudert ist. Hoch oben scheint der runde Mond durch zerrissene Wolken auf die weiße Pracht. Es lockt zu einer nächtlichen Winterwanderung. Der Strom der Gäste verliert sich schnell — nur aus der Ferne tönt noch ein: Auf Wiedersehen über acht Tage! Dann Stille — wunderbare, tiefste Stille — gibt es so etwas wie Krieg? Er erscheint fremd und unwahrscheinlich, hier in Frau Volles Zauberreich. Wir schauen zurück. Der Mond steht über dem heißen Dach des Hauses — die Lichter in den Fenstern erlöschen eins nach dem andern. Der Stricknachmittage ist zu Ende.

Der Dichter der „Palmenblätter“ und des „Eichenlaub“.

(Zum 100. Geburtstag von Gerol.)

Palmenblatt und Eichenlaub, die beiden Symbole, die er zu den seinen berühmtesten Gedichtsammlungen zum Titel gab, kann man überhaupt als Sinnbild und Wappen über Leben und Dichten Karl Gerols stellen, an dessen 100. Geburtstag uns der 30. Januar erinnert. Dieser erfolgreichste religiöse Dichter, den Deutschland im 19. Jahrhundert besessen hat, führte ja nicht nur das heilige Zeichen des Friedens in seinem Schilde, sondern als glühender Patriot zugleich auch das Zeichen deutschen Lebens, das Eichenblatt. „Eichenlaub“ hat er das erste Buch seiner vaterländischen Gedichte genannt, das er 1870 veröffentlichte. Der Krieg um Deutschlands Einheit, die Siege unserer Waffen begeisterten den schwäbischen Geistlichen so stark, daß er seine bis dahin nur frommen und zarten Tönen geweihte Feder auf einen helleren kräftigeren Ton stimmte, in dem sich dem Orgellaut des Dantes an Gott der jubelnde Botschafter der Freude am Vaterland harmonisch gefellte. Neben Geibel und Freiligrath steht so Gerol als der beste Kriegsdichter jener großen Zeit vor 44 Jahren, und die zahlreichen Lieder, in denen er die großen Ereignisse von der Kriegserklärung bis zum Siegesfeste begleitete und die er dann 1871 in einem Bande „Deutsche Ostern“ sammelte, sind weit ins Volk gedrungen, haben ihren Ehrenplatz in vaterländischen Antologien und Lesebüchern und lassen uns heute Gerols Muse, diese fromme, züchtig in Schleier gehüllte Jungfrau, der doch auch der freundliche Scherz und das begeisterte Pathos nicht fehlten, im Lichte einer neuen Jugend erscheinen. Aus einem stillen und friedlichen Leben, einem echt schwäbischen Moll voll tüchtigen Wirkens und leiser Schwermut, sind die poetischen Blumen entsprossen, die Gerol unermüdlich zu schlichten anmutigen Sträuhen gebunden, mochten sie nun „Blüthenrosen“ heißen oder „Blumen und Sterne“ oder wie sein Schwaneengelang „Der letzte Strauß“. In seinen schönen, das Leben und Weben der Heimat so zart aufsaugenden und darstellenden „Jugenderinnerungen“ hat er Elternhaus, Schulzeit und Studienjahre in kulturgeschichtlich wertvollen Bildern geschildert. In einem Pfarrhaus ward er am 30. Januar 1815 geboren zu Balingen a. d. Enz, der Vater Diakon, nachher Prälat und Generalsuperintendent, die Mutter eine Pfarrerstochter. Schon in dem vorzüglichen Schulle der Stuttgarter Gymnasiums regte sich die Liebe zur Dichtung; daneben zeichnete und malte er mit Talent. Der Inbegriff alles irdischen Glücks erschien ihm schon damals ein trautes Familienleben zu sein, wie er es in den Dichtungen seiner Lieblingspoeten, Paul Gerhards, Matthias Claudius und seines schwäbischen Vorgängers Albert Knapp ausgedrückt fand. Als ein „still erzogenes Hausknechtchen“ kam er im Herbst 1832 auf die Tübinger Universität; D. F. Strauß und F. Th. Vischer waren seine Lehrer, Schleiermachers sein Führer in die Welt des Christentums. Bald hatte er es zum Vikar gebracht, und die Welt lag im goldenen Sonnenfrieden vor ihm, bis der jähe Tod eines jungen Mädchens, dessen Anblick ihm süße Hoffnungen erweckt hatte, einen Schattenriß der Melancholie über den Glanz legte. Aus solchem Seelenfrieden, gewahrt mit Schwermut, sind seine schönsten und erhabensten Lieder entstanden. Sie traten 1857 in den „Palmenblättern“ an die Öffentlichkeit, die ihm einen ungewöhnlich großen Erfolg brachten und ihn mit einem Schläge auf die Höhe des Ruhmes hoben. Auch in seinem

Beruf stieg er immer höher, wurde 1868 Oberkonsistorialrat, Prälat und Oberhofprediger und verbreitete nun durch die Wärme seiner Persönlichkeit und die ideale Kraft seines Wirkens überall Liebe und Trost, bis er am 14. Januar 1890 nach einem wehevollen Abschied von den Seinen die Seele aushauchte. „Natürliche Würde umgab seine äußere Erscheinung, weibliche Hoheit seine priesterlichen Handlungen,“ so schildert ihn Rudolf Kraus in seiner Schwäbischen Literaturgeschichte. „Als ernster Mahner, als liebevoller Tröster nahe er seinen Leidenden. Und wie verstand er beim Konfirmandenunterrichte die Herzen der Jugend zu fassen, für das Göttliche im Menschlichen zu begeistern und zu werden! Doch die höchste Pflicht und das teuerste Vorrecht seines Berufes erfüllte er in der Predigt, der er zeitlebens ungemeine Sorgfalt zuwandte. Er, der gefeierte Redner, betrat nie ohne pünktliche schriftliche Vorbereitung die Kanzel. Seine Predigten waren strenge logisch durchgeführte und gegliederte Kunstwerke, durch die tadellose Klarheit ihrer Anlage und Ausführung für jedermann verständlich, durch die Weite und Freiheit ihres Horizontes für jedermann anziehend. Da stand kein strenger Sittenrichter, kein donnernder Buhprediger, vielmehr ein liebevoller Verkündiger des Evangeliums der Liebe. Die vollendete Schönheit der Form, der poetische Hauch, der sich über die Darstellung ausbreitete, gewährte Kennern noch einen besonderen ästhetischen Genuß.“ Seine dichterische Begabung, die nicht groß genug war, um sich in machtvollen Werken zu entladen, war doch so echt und rein, daß sie kein ganzes Wesen und Weben durchstrahlte und in seinen Predigten, Vorträgen und Aufsätzen nicht minder zum Ausdruck kam als in seinen Gedichten. Leicht und mühelos formten sich ihm die wohlklingenden Verse, und auf seinen abendlichen Spaziergängen über die Höhen Stuttgarts pflegte er im Kopfe seine Lieder zu entwerfen. Es ist in seiner reichen Produktion auch viel Unbedeutendes entstanden. Doch seine schönsten Strophen haben den vollen und lautereren Klang einer echten Dichterseele, und so ist das schöne Denkmal Adolf Donndorfs, das ihm an der Stuttgarter Schloßkirche errichtet wurde, nicht nur ein sichtbares Zeugnis der Verehrung, die ihm Tausende seiner Pfarrkinder über das Grab hinaus bewahrten, sondern auch eine Huldigung für den Dichter, der der Poesie des christlichen Hauses und des deutschen Wesens so manch dauerndes Lied geweiht.

Vermischtes.

* Wie der Advokat zum Schlächter wurde. Von einem Glanzstück der französischen Nobilmachung erzählt Pierre Mille im „Temps“, indem er ein lustiges Erlebnis, das er jüngst hatte, mitteilt. Er trifft auf der Straße einen Soldaten zweiter Klasse in einer abgerissenen und beschmutzten Uniform, der ihm sehr bekannt vorkommt. Wichtig! Das ist ein alter Studienfreund und bedeutender Rechtsgelehrter, der als angesehenen Advokat in Paris wirkte. Außerdem gehört er bereits dem zweiten Aufgebot der Territorialarmee an und ist in einem Alter, in dem man im Falle eines Krieges eigentlich nur noch nach Maßgabe seines Berufes verwendet werden soll. Wie kommt der Mann in die Uniform? Mille spricht ihn an und begrüßt ihn mit den Worten: „Du hast dich also freiwillig gemeldet? Das ist aber schön und großherzig von dir.“ „Ja?“ antwortet der andere in einem friedlichen und traurigen Ton. „Durchaus nicht. Ich bekam aber eine Befehlsurkunde, daß ich mich am dritten oder vierten Tage der Mobilmachung melden müßte. Ich glaubte, man würde mich als Kriegsgesichtsrat anstellen wollen; aber auch wenn man mich noch ein paar Wochen ausgebildet und dann zur Front geschickt hätte, wäre ich zufrieden gewesen. Aber was geschah? Man schickte mich nach Villette ins Schlachthaus. Ein Hauptmann nahm dort meinen Paß, schlug in einem großen Register nach und fragte: „Dubouq, Louis-Amedée, Klasse 88, 256, 5. Kompagnie. Sind Sie dieser Dubouq? ... Führen Sie den Mann nach der Kalbdaunenmacherei.“ Und so wurde ich Kalbdaunenmacher, wenn du nichts dagegen hast. Das Schlachthaus liegt bekanntlich vom Justizpalast ziemlich weit entfernt, und ich hatte bisher verfaßt, diese Schwermüdigkeit kennen zu lernen. Meine Arbeit wurde mir daher nicht leicht, denn ich hatte von der richtigen Herstellung der Kalbdaunen keine Ahnung. Ich gab mir die größte Mühe, aber der Sergeant schauerte mich fürchtbar an, und eines Tages sagte er zu mir: „In was für einem Schweinehalm hast du eigentlich bisher gearbeitet, mein Junge?“ Diese Ungerechtigkeits empörte mich, und ich wagte zu erwidern: „Ich habe niemals in einem Schweinehalm gearbeitet, Herr Sergeant.“ „Na, was hast du denn dann als Zivilist getrieben?“ schrie er nun wütend. „Eine ausfällige Wurst hast du sicher nie gemacht.“ „Allerdings nicht,“ antwortete ich mit möglichster Sanftmut. „Ich bin immer Advokat gewesen.“ Die andern Schlächter-Soldaten hatten mich schon vorher mit meinem Advokatenberuf nicht schlecht geizt. Dem Sergeanten aber war es zu viel, daß ich auch ihm gegenüber so etwas zu behaupten wagte. „Das ist eine unverächtliche Lüge,“ sagte er. „Nur Schlächter von Beruf sind zu Militärdiensten nach dem Schlachthaus abkommandiert worden.“ Man hinderte nun meinen Militärpaß und meine Papiere, und da stand denn zu lesen: „Magister der schönen Wissenschaften und Künste, gute Kenntnisse der Musik, Doktor beider Rechte, Schwimmer, hat bei der Revision

des Code Tripiet mitgearbeitet.“ (Tripiet heißen auf französisch die Kalbdaunenmacher; es ist aber auch zugleich der Name eines großen Rechtsgelehrten, der ein noch heute maßgebendes Gesetzbuch verfaßt hat.) „Tripiet! Da haben wirs ja,“ rief der Sergeant. „Was willst du denn eigentlich?“ Ich konnte noch so viel antworten, daß das keine Kalbdaunen, sondern ein Gesetzbuch sei. Man schenkte mir keinen Glauben, und so mache ich denn weiter Kalbdaunen und habe es darin ziemlich weit gebracht. Wenn du mal nach dem Kriege zu mir kommst, will ich dir von mir eigenhändig verfertigte Fleischwaren vorlegen.“

* Die Zango-Gefahr in Paris. Kann der Zango wieder zu neuem Leben erwachen? Diese Frage wirft ein Pariser Blatt mit sorgenvoller Miene auf und lenkt die Aufmerksamkeit auf traurige Anzeichen, die das nicht unmöglich erscheinen lassen. Es gibt einen kleinen Teesaal in der Nähe der Rue de la Vaug, wo eine der wenigen Kapellen, die noch in Paris existieren, verführerische Zangomelodien ertönen läßt. Zwar hat bisher noch niemand so tanzen gewagt, aber der Moralist weist auf das Würgen in den Augen, auf das rhythmische Wackeln der Glieder bei den Teetrinkern und besonders den Teetrinkerinnen hin und meint, daß die Gefahr der Wiederkehr der Zango-Seuche sehr groß sei, wenn man nicht streng verbiete, noch irgendwelche Zangomelodien zu spielen.

Die Küche im Kriege.

(Nachdruck deingehend erwünscht.)

Graupensuppe: Man schneidet Sellerie, Lauch, Mohrrüben, auch etwas Wirsing und weiße Rüben, alles recht fein, schmort eine feingeschnittene Zwiebel in Butter, bis sie durchsichtig ist, und kocht dann alles mit Graupen zusammen langsam weich. Entweder rührt man nachher das Ganze durch und tut, wenn man will, noch ein Eigelb daran, oder man läßt das ganze Gemüse darin.

Stedrübchen mit Kartoffeln und Schweinebauch. 1 kleine Stedrübe oder 60 Gramm getrocknete Stedrüben, 3 Pfund Kartoffeln, 1/2 Pfund Schweinebauch, Salz, Pfeffer. Die Stedrübe wird geschält, in Streifen oder Würfel geschnitten, gewaschen, in kochendes Salzwasser geschüttet, mit dem Fleisch, Gewürz und Kartoffeln langsam gar gekocht. (Etwa für 4 Personen berechnet.)

Nützlichste Inschrift.

Der Wanderer findet an der Felswand eine Anzahl Buchstaben eingegraben. Was mögen die Zeichen wohl bedeuten?



Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des magischen Dreiecks in voriger Nummer:

- A L G E N
- L E A R
- G A D
- E R
- N